

Manfred Steinert

## VOM SALZ IN DER SUPPE

Was von einer Reise unvergesslich bleibt

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2015

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-95744-761-6

Copyright (2015) Engelsdorfer Verlag Leipzig  
Alle Rechte beim Autor  
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

18,00 Euro (D)

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

## Inhalt

Prolog.....	7
<b>Deutschland .....</b>	<b>8</b>
Sternstunde.....	8
Im Faltboot zu den Sternen.....	15
<b>China .....</b>	<b>46</b>
Pechvogel oder Glückspilz – das ist hier die Frage!.....	46
Xian – Die Terrakotta-Armee als Beilage.....	52
Insel Hainan – das Rügen Chinas.....	64
Tibet – Merken fürs nächste Mal.....	74
Sorry! Kleine Missverständnisse und mehr!.....	89
<b>Amerika .....</b>	<b>100</b>
Die Entdeckung Amerikas.....	100
Columbus 2.0 *.....	100
Spanisch-Grundkurs *.....	106
Das »richtige« Amerika.....	112
<b>Kanaren .....</b>	<b>121</b>
Teneriffa.....	123
La Palma.....	142
Lanzarote.....	149
<b>Indonesien - Vom Salz in der Job-Suppe .....</b>	<b>155</b>
Auf dem Drahtseil nach Bali *.....	177
Der Jilbab *.....	184
Verwandlungskünstler *.....	189
Auch als Urlaubsziel nicht zu verachten.....	192
<b>Ecuador &amp; Galapagos - Wahr gewordener Jugendtraum.....</b>	<b>205</b>
<b>Iran - Stippvisite im Reich des Bösen.....</b>	<b>249</b>
<b>Über den Wolken - Vom Starten, Fliegen und Landen .....</b>	<b>265</b>
<b>Toskana - Liebe auf den zweiten Blick .....</b>	<b>278</b>

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## PROLOG

Ob in Deutschland oder am anderen Ende der Welt, oft sind es scheinbare Nebensächlichkeiten, die den Unterschied zwischen gesehen oder erlebt ausmachen.

Irgendein kleines Erlebnis, eine zufällige Begegnung oder Entdeckung, die mitunter selbst eine berühmte Sehenswürdigkeit zur Nebensache machen kann. Etwas, das sich ungeplant und nebenbei ereignet hatte und zunächst unwichtig erschien. Doch immer wieder, auch nach Jahren noch, ist gerade diese kleine Begebenheit sofort zur Stelle.

Wenn ich beispielsweise an meine Zeit in Indonesien denke, fallen mir als erstes die Vulkane Merapi und Bromo sowie meine Bekanntschaft mit Linda, einer Orang-Utan-Dame ein. Erst danach denke ich an Bali, die berühmte Tempelstadt Yokyakarta und anderes. Bei Hongkong ist es der bizarre Landeanflug auf dem alten Flughafen, der mir noch nach Jahren Gänsehaut verschafft und bei Xian machte die lange Eisenbahnfahrt dorthin das eigentliche Ziel, die sagenhafte Terrakotta-Armee, zur Nebensache ...

Wo später zu einem der Themen eine passende Einzelgeschichte entstanden war, wird diese (\*) mit eingebaut. Und einige der Geschichten, die zunächst wie »normale« Reiseberichte anmuten, sind keinesfalls Baedeker-Nachempfindungen, sondern ganz persönliche Sichten, Befindlichkeiten und Detailentdeckungen zu vielfach bereits Bekanntem.

\*

Die erste Geschichte hat zunächst nichts mit Reisen zu tun. Und dennoch ist sie als Beginn dieses Buches nicht unpassend. War sie doch indirekt der Auslöser für die dann folgende »Im Faltboot zu den Sternen« mit der es danach »richtig« losgeht.

Und wer weiß? Selbst die anderen Geschichten wären ohne jene »Sternstunde« wohl gar nicht, gewiss aber sehr viel anders verlaufen.

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

# DEUTSCHLAND

## Sternstunde

### *Oder: Was wäre, wenn ...?*

Da schindet sich, noch in den Fünfzigern des vorigen Jahrhunderts, ein junger Radrennfahrer auf der Landstraße ab. Dabei ist er noch gar kein richtiger Rennfahrer, das will er erst noch werden. Noch fehlen materielle Voraussetzungen, jedoch ein älterer Drahtesel macht's zunächst auch. Etwas später dann das erste zusammengesparte, aus Einzelteilen gebastelte Rennrad. Damit brachen alle Dämme. Tagaus, tagein, was nicht nur Rendsart ist. Nein, buchstäblich jeden Tag, manchmal sogar zweimal, ging es auf die Landstraße. Täve Schur, Egon Adler, Erich Hagen u. a. waren die Götter, die Idole, denen der Junge manchmal, weil auf gleicher Trainingsstrecke im Norden Leipzigs, sogar leibhaftig begegnen konnte. Schule, berufliche Entwicklung? – Fehlmeldung! Andere Interessen? Früher recht zahlreich vorhanden gewesen, jetzt aber: Fehlmeldung! Nichts anderes hatte da noch Platz, nicht mal Mädchen konnten den jungen Mann daran hindern, täglich zu trainieren. Wenn er mal einen »Ruhetag« einlegte oder er das zwangsweise tun musste, stellte sich bei ihm sogleich ein schlechtes Gewissen ein und anderntags wurde die Distanz – wozu man ebenso sagen könnte, die Dosis der Droge – dafür entsprechend erhöht. Einst ein berühmter Radrennfahrer zu werden – das war's! Das und nichts anderes wollte der junge Mann, dem ordnete er zeitweilig alles unter. Dafür war er zu fast allem bereit und meldete sich primär aus diesem Grunde sogar freiwillig zur Armee. Entscheidend dafür war die Hoffnung, damit nach der Lehre einem gesundheitlich und zeitlich seinem Ziel abträglichen Dreischichtbetrieb in einer Lackfabrik zu entfliehen. Und außerdem vielleicht gar beim Armee-Sportklub (ASK) noch intensiver als zuvor trainieren zu können.

Doch kam schließlich alles ganz anders: Denn während der Armeezeit und ohne Vorwarnung, wie der Blitz aus heiterem Himmel, geschah es: Ein ganzes Jahr lang Krankenhaus. Danach vorzeitige Entlassung aus der

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

Armee mit dem niederschmetternden Vermerk in den Akten: »Erwerbsvermindert!«.

Wie es plötzlich dazu kam?

Militärmanöver war angesagt. Für den jungen Mann – präziser, also für mich – gleichzeitig als Abschluss der Grundausbildung. Danach, so die Hoffnung, würde ich mit meinem Trainingsprogramm noch intensiver als bisher beginnen können. Zunächst im Rahmen des ASV, wenn ich gut genug wäre, vielleicht sogar beim Klub. Das wäre das große Los. Bereits während der Grundausbildung hatte ich zum Training mehrfach pro Woche außerplanmäßigen »Ausgang« bekommen, was schon sehr ungewöhnlich war und manch neidischen Kommentar bei denen auslöste, die bis zum Ende der Grundausbildung nach Dienstschluss in der Kaserne hocken mussten.

Der »Krieg« der Abschlussübung sollte im Lausitzer Raum stattfinden und viele Divisionen daran teilnehmen. Es war wahrscheinlich das mieseste Februarwetter, das man sich dafür denken kann. Die Temperatur pendelte um den Gefrierpunkt, dazu tagelanger Regen mit Schnee vermischt und ständig ein ekelhafter Wind. Die großen 152 mm-Haubitzen waren eingerichtet, die Mannschaften hatten sich neben den Geschützen eingegraben. Alles war schlammig, die Sachen zunehmend feucht, Tag und Nacht klappte ich zusammen mit meiner Gruppe mit den Zähnen, irgendwann halfen auch Zeltplanen nicht mehr, die Kälte drang bis in die Knochen.

So wartete unsere Kompanie etwa drei Tage auf den »Angriff« des Gegners. Die ersten beiden Tage war noch Geschützdonner von Nachbarbatterien zu hören, am dritten Tag auch das nicht mehr. Was war hier los? Sogar der Essennachschub blieb aus, sodass sich zur Kälte und den nassen Sachen nun auch noch grässliche Hungergefühle in die Därme schlichen. Am vierten Tag klärte sich alles auf. Ein Jeep kam angefahren und aus der Ferne auf einer kleinen Anhöhe konnten die im Graben liegenden Soldaten mitbekommen, wie die Vorgesetzten sich gegenseitig anschnauzten und mit Vorwürfen überschütteten. Des Rätsels Lösung war sowohl trivial als auch fast unglaublich: Man hatte sie in der Kommandostelle schlicht und einfach vergessen. So einfach kann das Leben manchmal sein.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Die Folgen waren es leider nicht. Denn viele der »Vergessenen« verbrachten die nächsten Tage mit Fieber, Lungenentzündung und ähnlichen Erkrankungsschritten im Sani-Punkt, schwerere Fälle im Armeekrankenhaus.

Ich gehörte leider zu den Letzteren, mein Armeelazarett-Aufenthalt betrug insgesamt ein ganzes Jahr und endete mit dem bereits erwähnten Prädikat »Erwerbsvermindert«. Ich hatte mir beim Manöver eine doppelseitige Lungen- und nasse Rippenfellentzündung zugezogen. Nach scheinbarer Genesung dann einen noch viel gefährlicheren Rückfall. Wochenlang war in den Mienen der Ärzte bei der Visite an meinem Bett ein Fragezeichen nicht zu übersehen. Dass der Fakt, dass ich als einfacher Soldat in einem Einzelzimmer lag, eher das Gegenteil eines Privilegs darstellte, das erschloss sich mir erst später. Denn als ich später in einem normalen Mannschaftszimmer lag, bemerkte ich, dass aus jenem, „meinem“ Zimmer immer mal jemand, zur Gänze mit einem Laken abgedeckt, rausgefahren wurde. Schließlich, als es mir schon wieder »gut« ging, hatte sich aus allem noch eine Tuberkulose entwickelt. Auch wenn ich später wieder recht stabil genas, meine Rennfahrerpläne, so viel war mir klar, die konnte ich mir abschminken.

Allein schon dieser gewaltige Umbruch, mein »Rausschmiss« aus einem selbst gebastelten Universum, dieser abrupte Übergang vom jugendlichen, draufgängerischen »Kraftpaket«, über ein längeres Verweilen auf der Schippe des Sensenmannes, bis hin zur unsanften Landung mit einem »Minderwertigkeitszertifikat« in der Tasche, das allein wäre schon eine separate Abhandlung wert.

Andererseits, mit plötzlichen schweren Krankheiten oder Unfällen müssen auch viele andere lernen, umzugehen. Und nun war so etwas eben auch mir passiert! Ich war so gründlich aus der Bahn geworfen, dass alles das Potenzial einer persönlichen, das ganze weitere Leben bestimmenden Katastrophe in sich barg.

Als »Sternstunde« wäre dieser jähe Eingriff des Schicksals deshalb gewiss nicht zu bezeichnen.

Jedoch eine wirkliche Sternstunde – sogar physikalisch gesehen etwa eine Stunde – sollte trotzdem noch auf mich warten.

Denn, wie nun weiter nach dem plötzlich auf dem Lebensweg aufgetauchten Stoppschild?

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!



Berühmter Radrennfahrer? – Abschminken! Studieren? – Bei den Voraussetzungen, nur mit einem miesen 8-Klassen- und nicht viel besseren Lehrabschluss? Also Abschminken! Berufliche Entwicklung vorantreiben? – Womit, wohin? Also ebenfalls Abschminken! Zukunft? – Ein von sarkastischem Selbstmitleid durchtränktes Grau. Öde, trost- und hoffnungslos!

Aber da waren doch in meiner »Vor-Radrennzeit«, noch als Grundschüler, so viele gute Ansätze gewesen. Interessen, vielfältig, später jedoch alles überwuchert durch den Radrenn-Wahn. Sollte davon nicht doch noch etwas zu retten, zu reaktivieren sein?

Aber wie? Wie sollte man jetzt all das Versäumte nachholen können?

Noch im Krankenhaus und Sanatorium, mit unendlich vieler Zeit zum Nachdenken und zahlreichen durchgrübelten Nächten, machte es irgendwann einmal richtig »Klick«. Zunächst nur insgeheim, tief im Inneren. Später dann ermunterte mich der ältere Bruder aus der Ferne, deutete Möglichkeiten an, machte Hoffnung. Und da war ja auch noch die DDR mit ihren, heute teilweise nicht mehr nachvollziehbaren Regeln. Ihren zwar vielen Begrenzungen und Einengungen, jedoch auch ihren Möglichkeiten.

Denn, hatte ich mich seinerzeit nicht freiwillig zur Armee gemeldet? Weniger aus staatspolitischer Überzeugung, sondern aus ganz pragmatischen Überlegungen im Zusammenhang mit meinen Radsport-Ambitionen. Und hatte ich damit nicht auch meinem Betrieb einen großen Gefallen getan, dem immensen Druck von »oben« zur Werbung von »Armee-Freiwilligen« nachzukommen. Und förderten die Betriebe deshalb derartige »Freiwillige« dann gewöhnlich nicht über die Gebühr – zum Beispiel mit Delegationen zum Studium?

Bis dahin waren alle Überlegungen noch logisch. Aber wie sollte das mit nur einem 8-Klassenabschluss gehen? Mit einem sehr mäßigen noch dazu. Zwar sollte es diese oder jene Ausnahme schon gegeben haben. Aber gerade ich, beziehungsweise mein Vater, ohne jegliche Beziehungen oder »heiße Drähte«? Vater, der ja gar kein Parteibuch, erst recht nicht das »richtige« hatte, der in seinem Tagebau sicher ein außergewöhnlich tüchtiger Arbeiter war, aber eben sonst nichts weiter. Somit musste für mich, bei allem Wohlwollen des damaligen Staates für Studienwünsche von Arbeiterkindern, alles wohl Illusion bleiben.

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

Andererseits, zumindest das Fragen kostete ja nichts. Und ein richtiger Antrag auf Delegation, der müsste ja auch erst einmal offiziell abgelehnt werden. In diesem Falle immerhin nicht nur von einem »Arbeiterkind«, sondern zudem noch von einem »Armeefreiwilligen«, der sich noch dazu bei der Armee einen schweren Gesundheitsschaden zugezogen hatte. Vielleicht gab es also für mich doch noch irgendeinen guten Stern? Und ... es schien tatsächlich so. Denn bereits nach kurzer Zeit landete die Delegation zur Ingenieurschule in Berlin schwarz auf weiß bei mir im Postkasten. Kaum zu fassen! Einzige Bedingung dabei: Natürlich müsse ich vorher noch die Aufnahmeprüfung in Berlin bestehen.

Sollte das der Haken an der Sache sein? War das nur Höflichkeit und denen war klar, dass ein 8-Klässler die Prüfung ja sowieso nicht schaffen würde?

Wieder waren nun Dämme gebrochen. Völlig andere! Noch im Krankenhaus, später zu Hause während der Rekonvaleszenz-Zeit wurde gebüffelt, was das Zeug hielt. Der ältere Bruder schickte Mathe-Aufgaben zum Üben und alles machte komischerweise sogar noch Spaß. Besonders weil erste Erfolge beim Verstehen vormals existierender »Böhmischer Dörfer« weiter anspornten. Nun war der Knoten gerissen. Endlich! Da war plötzlich eine Triebkraft aktiviert, ähnlich stark wie vorher beim Radfahren, jedoch nun völlig anders geartet. Dass ich das Studium schaffen könnte, schaffen würde, daran hatte ich mittlerweile kaum noch Zweifel. Und wenn ich nächtelang büffeln müsste. Mein großer Bruder, der mit seinem Fleiß auch einen solchen Weg erfolgreich gegangen war, wurde zum Vorbild.

Aber die Aufnahmeprüfung in Berlin? An der konnte ja alles noch scheitern.

Das war sie, meine persönliche Sternstunde! Irgendwann im Frühjahr 1963. Nicht die spätere gut bestandene Ingenieurprüfung oder noch später das Diplom, nein diese Aufnahmeprüfung war es.

Ich war mir der Bedeutung dieser Prüfung so bewusst, dass ich vor meiner Abfahrt nach Berlin zu meinen Eltern sagte: »Wenn ich bestehe, komme ich mit dem Flugzeug zurück.« Die »Interflug« war damals gerade gegründet und erste

IL14 zogen am Himmel, Fliegen war noch lange nicht zur

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Normalität geworden. Doch ich kratzte nach der Prüfung mein Geld (56 M oder schon MDN?) zusammen, vermied den Kauf einer Zugfahrkarte und ... flog zurück nach Leipzig. (Damals noch L.-Mockau)

Und die Prüfung selbst? Ein mündliches Aufnahmegespräch. Allein vor einer mehrköpfigen Kommission. Alles nach schlafloser Nacht in einem kleinen Berliner Hotel und völlig übermüdet. In der ersten Nachthälfte schlaflos vor Aufregung, gegen Morgen dann aus Angst, nun doch noch einzuschlafen und damit zu verschlafen. Blass, übernächtigt und unsicher dann mein Auftritt vor der Kommission. Doch da wurden keine Fallen gestellt, in die man tappen konnte, ich glaubte sogar ein gewisses Wohlwollen bei der Kommission zu spüren. Die wussten wohl, da will einer mit nur 8.Klasse studieren. Da wurde ganz fair nur logisches Denken getestet, Motivationen hinterfragt, nichts von dem, was man Abiturienten fragen würde und wovor ich solchen Respekt, besonders vor Mathematik, gehabt hatte. Angst und Unruhe auch dadurch, dass meine Nacht schlaflos geblieben war. Ängste, die sich nun jedoch als unbegründet erwiesen ... ein richtiger Glücksfall. Endlich auch mal wieder für mich. Trotzdem, wenn die Kommission gewollt hätte, ohne dafür hätte gleich »gemein« sein zu müssen, wenn sie vielleicht nur entsprechenden »Direktiven« von oben zu befolgen gehabt hätte? Und ich somit statt mit dem Flugzeug mit dem Zug hätte heimfahren müssen – dann wäre wahrscheinlich alles eine ganz andere Geschichte oder gar keine geworden.

Und warum nun trotzdem alles gleich »Sternstunde« nennen, wo doch letztlich alles noch so glücklich verlaufen war?

Im selben Jahr, in dem ich jene Aufnahmeprüfung absolvierte, ergaben sich noch zwei zusätzliche Fakten, welche für mich theoretisch ein wahrlich dramatisches Potenzial enthielten:

Zum einen wurde nun auch in der DDR die Wehrpflicht eingeführt. Damit entfiel natürlich der »Freiwilligen-Bonus«, über den ich ja gerade noch so meine Delegation zum Studium erhalten hatte.

Und obendrein wurde im gleichen Jahr vom DDR-Bildungsministerium verfügt, dass derartige Ausnahmen, mit nur 8-Klassenabschluss ein Ingenieurstudium beginnen zu dürfen, fortan der Vergangenheit angehören würden.

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

Oh je! Da hatte ich ja gerade noch mal das letzte Trittbrett des abfahrenden Zuges erwischt!

Da scheint der Begriff »Sternstunde« für besagte Aufnahmeprüfung durchaus angemessen.

Denn falls diese genannten Regelungen nur ein halbes Jahr früher gegriffen hätten ...? Da wäre ja zwangsläufig in meinem weiteren Leben manches völlig anders verlaufen.

*Und die folgende Geschichte hätte es gewiss so nicht gegeben.*

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## Im Faltboot zu den Sternen

*(Oder: Wenn der Weg das Ziel ist)*

Ferne Länder und Kontinente, fremdartige Kulturen und Menschen, exotische Tiere und Pflanzen, ungewohntes Klima und ähnliches. Das sind gewöhnlich die Klischees, die einem beim Wort »Expedition« einfallen. Und gewiss gehören auch immer ungewohnte Strapazen dazu.

Aber »Expeditionen« in Deutschland?

Dass das auch ohne die zuvor genannten »Ferne-Klischees« passieren kann, das zeigt diese Geschichte. Die erwähnten »ungewohnten Strapazen«, die bleiben allerdings erhalten.

Eine Geschichte aus den sechziger Jahren der früheren DDR. Eine Geschichte, die heute gewiss auch ähnlich denkbar wäre, doch würde das unter den aktuellen Bedingungen dann eher mit Abenteuerurlaub bezeichnet, würde über jede Menge technisches, logistisches und informatorisches Hinterland verfügen und somit Unwägbarkeiten überschaubar halten.

Dagegen waren das, was sich damals auf heimischen (DDR)-Gewässern abgespielt hatte, wahrlich richtige Expeditionen ins Ungewisse.

Da geht es um die Durchquerung der gesamten ehemaligen DDR im Faltboot. Von der tschechischen Grenze (Elbe) über Havel, ... Müritz ... bis zur Ostsee, die gesamte Boddenküste entlang vom Darß über Rügen bis Usedom. In einer anschließenden Tour auch bis Rostock / Warnemünde. Alles gepaddelt, teilweise gar gesegelt, in drei Jahren, während dreier langer Studentenerlaube.

Da geht es um Landschaften, um Nacht- und Gewaltfahrten, um Zufälle und »Beinahe-Katastrophen«, um Ängste und Befürchtungen, jedoch auch um einmalige Erlebnisse. Um riesige Seen und kleine und kleinste Kanäle, Bäche und Fließe, um Strapazen und Risiken, um Dutzende von Wehren, die umtragen werden mussten, um Wind, Sturm und Wellen, gar um Hochseeschiffe. Da geht es um Partnerschaften und Befindlichkeiten, und ganz gewiss – nach langer, gerade noch so überstandener Krankheit – auch um Selbstbestätigung. Darum, sich am eigenen Schopf aus einem mentalen »Sumpf« zu ziehen. Da spielt das anfängliche Alleinsein des damals absoluten Wasserwander-Neulings auf dem Wasser ebenso eine Rolle wie das

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

stets »wilde« Zelten, mitunter unbeabsichtigt gar auf Truppenübungsplätzen oder ziemlich regelmäßig auf Kuhkoppeln.

Und alles wurde zudem – ganz »expeditionsgemäß«- aufgezeichnet. Jede der rund 50 Tagesetappen wurde mit Text, Karte, Bildern, Zeichnungen und Skizzen dokumentiert.

Das lagerte dann rund vierzig Jahre in zwei dicken Ordnern im Keller. Das Leben hatte anderes mit dem Protagonisten vor, den es so gehörig aus der Bahn geworfen hatte. (»Sternstunde«)

Somit entstand erst im Jahr 2009, also über vierzig Jahre später, daraus ein ganzes Buch.<sup>1</sup>

Obwohl es sich bei diesem Buch bereits um eine Kompaktversion aus den unzähligen Einzelbegebenheiten dieser abenteuerlichen Reisen handelte, soll dieses nun nochmals weiter zur folgenden Geschichte »eingedampft« werden.

Ein Versuch, bei dem zwar notgedrungen viele interessante Details auf der Strecke bleiben müssen. Doch ein Versuch, der es bei der Thematik dieses Buches wert schien – gleichsam als Einstimmung auf das Kommende – hier mit aufgenommen zu werden.

Die **Planung**: Recht abenteuerlich ging es bereits bei den Vorbereitungen der »Expeditionen« zu.

Denn für mich (»jenen jungen Mann« aus der Vorgeschichte) hatte sich nicht nur ein (ohnehin fragwürdiger) Traum zerschlagen, sondern die Voraussetzungen für eine nachhaltige Kurskorrektur des Lebensweges waren denkbar schlecht gewesen. Dass ich nun vom Radrennfahrer ausgerechnet zum Wasserwanderer mutierte, das ist nicht das Bemerkenswerte. Doch dass ich meine »Expeditionen« plante und unternahm, ohne die geringsten Erfahrungen im Wasserwandern zu haben, geschweige denn selbst ein Boot zu besitzen oder gelegentlich in einem gefahren zu sein, dafür bedarf es schon eines gewissen Grades von Verrücktheit. Somit sind nicht nur die teilweise abenteuerlichen Touren selbst, sondern auch deren Umstände das Salz in der Suppe. Denn jeder »Normale« hätte erst einmal

---

<sup>1</sup> Mehr dazu im Buch (S.283) **Dieses Buch ist urheberrechtlich geschützt!**

klein angefangen und sich dann langsam an größere Brocken gewagt, anstatt, quasi aus dem Stand, gleich ein ganz »großes Rad« zu drehen.

Der Grobplan entstand noch im Krankenhaus (Armeelazarett) auf der Dresdner Loschwitzhöhe. Der ständige Blick auf das Elbtal sowie diverse Bücher hatten dann alles in eine bestimmte Richtung befördert. Wobei bereits in Kindheitstagen die Elbe auf mich eine magische Anziehungskraft ausgeübt hatte, sie bei verschiedenen Urlauben mit den Eltern für mich eine Art Abenteuerspielplatz gewesen war. Allerdings hatten die oben erwähnten Bücher aus dem Lazarett eine ganz andere Dimension als »nur« einen Fluss aufgezeigt, denn dort ging es um Weltumsegelungen, einer hatte sogar im Faltboot den Atlantik überquert ...

Na gut, gewiss müsste man sicher erst einmal »klein« anfangen. Soviel Vernunft war schon da. Und dann ... würde man ja sehen. Und jener ständige Blick auf meine im Tal fließende »Jugendliebe« gab dabei entsprechende »Hilfestellung« für den »Anfang«, der da lautete:

Das ganze Land von der Süd- bis zur Nordgrenze im Faltboot durchqueren, hieß die Parole, um die fortan nun alle Gedanken kreisten. Dass es auf der Elbe, anstatt gleich bis Hamburg oder Cuxhaven, nur bis zur Westgrenze ginge, das war für einen jungen DDR-Bürger unstrittig. Da gab es nichts zu überlegen. Auf den Mars konnte man ja schließlich (damals) auch nicht. Also bis maximal zur Havelmündung und dann »irgendwie« quer durch Mecklenburg bis zur Ostsee.

Und offene Ostsee ginge ja auch nicht, da würde scharf aufgepasst, dass keiner in den Westen abhaute, da kämen also maximal die Boddengewässer hinter dem Darß, hinter Rügen und Usedom in Frage. Im Prinzip wäre das landschaftlich wohl ohnehin viel spannender als die offene See, konnte man sich über diese Begrenzungen trösten.

Und wenn man sich die Karte genau anschaute, merkte man bald, dass es unter den damaligen Bedingungen quer durch Mecklenburg gar keine durchgehende Wasserverbindung bis zur Ostsee gab und es deshalb wohl ohne ein, zwei kurze Strecken Landtransport von nur wenigen Kilometern gar nicht ginge. Da müsste man dann vor Ort sehen, ob und wie das zu machen wäre.

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

Soweit der Grobplan. Ein Plan, der ausreichend Stoff für drei lange Studentenurlaube bot.

Denn während es im ersten Jahr »nur« bis zum Müritzsee ging, gab es Ostsee pur erst im zweiten Jahr. Und im dritten Jahr gleich noch einmal, dann auf anderer Route.

Unnötig zu betonen, dass besonders von den Eltern, die um die Gesundheit ihres gerade einigermaßen genesenden Sprösslings besorgt waren, von solcher Tour abgeraten wurde.

Unnötig zu betonen, dass derartige Ratschläge bei dem jungen Mann, der gerade vom Leben einen gehörigen Dämpfer bekommen hatte und der sich auch mit Hilfe dieser Tour moralisch wieder aufrappeln wollte, dass die gut gemeinten Ratschläge auf taube Ohren stießen.

**Die Ausrüstung:** Faltboot besorgen (RZ 85, gebraucht – auch DDR-Studenten hatten kaum Geld), dazu minimale Ausrüstungen wie Zelt, Kocher, Benzinkanister, Schlafsack (Von den Eltern »gesponsert«. Motto: *»Wenn er sich die Tour schon nicht ausreden lässt, soll er wenigstens nicht frieren!«*), Kartenmaterial, Informationen zur Binnenschifffahrt und anderes besorgen.

Dann im Hof, fernab von jedem Wasser, Boots Aufbau ausprobieren. Schien erstaunlicherweise zu klappen, nichts blieb übrig und alles sah hernach tatsächlich wie ein Boot aus. Als nächstes eine kleine Probefahrt auf »richtigem« Wasser. Klappte auch, das Boot war dicht und ließ sich auch mit den Paddeln bewegen, folgte einigermaßen erwartungsgemäß den Steuerausschlägen. Gewiss alles noch etwas unbeholfen, dilettantisch und auch über die Gebühr spritzend. Doch das würde man schon »irgendwie« hinkriegen.

Die **»Mannschaften«:** Zwei Kumpels waren in den ersten beiden Jahren deshalb nötig, weil nicht jeder der infrage Kommenden volle sechs Wochen unterwegs sein wollte oder konnte. Somit wurde für die erste Hälfte des ersten Jahres mein langjähriger Jugendfreund Heinz aus dem Nachbarhaus in Leipzig, für die zweite Hälfte mein Berliner Studienkollege Klaus erko-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!



ren. Im zweiten Jahr folgten zwei andere aus der Seminargruppe, wozu an geeigneter Stelle noch etwas kommt.

Mannschaftswechsel (im ersten Jahr) sollte in Genthin sein. Diese Stadt, die keiner von uns vorher kannte, war auf der Karte nur nach zwei Kriterien ausgesucht worden: Erstens, wie weit die erste Halbmannschaft bis zum geplanten Wechsel etwa gekommen sein könnte, wozu dieser Ort natürlich Wasseranschluss haben musste (In diesem Fall, am Elbe-Havel-Kanal gelegen). Zum anderen musste zwecks Anreise von Klaus, beziehungsweise Abreise von Heinz Bahnanschluss gegeben sein. Somit konnte es nun also tatsächlich (und endlich!) losgehen. Exakt an meinem Geburtstag.

Und so ging es an diesem Tag in aller Früh und noch im Dunkeln in Leipzig los. Zunächst sollte es mit dem Zug nach Schöna als der letzten deutschen Station vor der tschechische Grenze gehen, dort so zeitig wie möglich der Bootsaufbau erfolgen und dann ... ab die Post!

Das Boot hatte ich rechtzeitig vorher per Bahn nach Schöna geschickt.

Der Start schien jedoch zunächst ein gewaltiger Fehlstart zu werden.

Denn der erwähnte Freund Heinz, der gerade bei der Armee war – und man lebte ja in politisch sehr unruhigen Zeiten – dem wurde plötzlich sein (lange beantragter und auch genehmigter) Urlaub gestrichen. *Plötzlich eine außerplanmäßige Großübung*, hieß die Begründung. *Nein, keine Ausnahme sei da möglich!* Ende der Durchsage!

Was nun? Eigentlich kein Problem, möchte man meinen. Das Boot einfach zurückgeholt und drei Wochen später eben mit dem Klaus gestartet. Natürlich wäre dann in diesem Jahr nur die zweite Hälfte der geplanten Strecke möglich gewesen. Oder doch nicht? Sollte ich vielleicht die erste Hälfte gar allein fahren und alles beim geplanten Treffpunkt mit Klaus in Genthin belassen? Mutterseelenallein? Und als blutiger Wasserwanderanfänger und mit (damals noch) angeschlagener Gesundheit obendrein?

Doch gegen die geballte Kraft von Vorfreude und Spannung hatten alle die mehr als berechtigten Bedenken keine rechte Chance.

Und so ging es nun tatsächlich los. Allein!



**Der Start:** Selbst hierbei begann zunächst alles etwas holperig, obwohl völlig harmlos im Vergleich zur Urlaubssperre des Freundes Heinz. Denn als ich frühmorgens, es war immer noch dunkel, mein Boot in Schöna von der Gepäckaufbewahrung holen wollte, machte mich der freundliche Beamte darauf aufmerksam, dass ich hier noch nicht aufs Wasser könne, weil das andere Ufer noch tschechisch sei. Ich müsse wieder eine Haltestelle zurück nach Schmilka-Hirschmühle fahren, da würde es gehen und der Zug in der Gegenrichtung würde glücklicherweise in wenigen Minuten kommen. Heute frage ich mich, wieso ich dem Hinweis gefolgt war. Denn das hieß ja Boot und alles Gepäck in den Zug reingehievt, eine Haltestelle gefahren und alles wieder raus. Und wenn ich im Morgengrauen die zwei, drei Kilometer dicht am deutschen Ufer entlang gepaddelt wäre, hätte doch kein Hahn nach mir gekräht. Schließlich war es nicht die Westgrenze, sondern die zur befreundeten Tschechei. Aber so war eben der junge, naive Durchschnitts-Ossi damals, und außerdem wollte ich nichts tun, was meine Pläne in irgendeiner Form gefährden könnte.

Jedenfalls, nach Ankunft in Schmilka – und immer noch im Morgengrauen – baute ich schließlich das Boot am Elbeufer zusammen, schob es ins Wasser, verstaute Zelt und alle andere Utensilien, nahm schließlich auf dem Hintersitz Platz und ... tat die ersten Paddelschläge im braunen, damals merkwürdig duftenden und mit irgendwelchen Schnitzeln durchsetztem Elbewasser.

Das Gefühl dabei: Unbeschreiblich! So ähnlich musste wohl Neil Armstrong rund fünf Jahre später seinen ersten Schritt auf dem Mond empfunden haben.

Bei der Beschreibung der einzelnen Touren wird es kompliziert. Denn was war aus der Fülle von Einzeleindrücken und Erlebnissen besonders wichtig? Was würde in dieser stark gekürzten Form halbwegs die damalige Situation realistisch wiedergeben? Was dem »Expeditionscharakter« der Fahrten am besten entsprechen?

Zunächst wäre das *Alleinsein* auf der ersten Hälfte zu nennen. Nicht schlechthin allein zu sein, niemanden zum Austausch zu haben. Das war für mich, der ich vom Naturell her eher ein Individualist als ein Herdentier bin, nicht das Hauptproblem. Zudem die Eindrücke so stark waren, die

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Konzentration so gefordert wurde, da blieb nicht viel Platz für anderes. Auch die Grundregeln zum Befahren schiffbarer Gewässer, zuvor aus Büchern angelesen und in Form eines kleinen Handbuches mit an Bord, galt es nun umzusetzen. Das Verhalten beim Begegnen großer Frachtschiffe und anderer Sportboote, samt der dafür geltenden Vorfahrtsregeln, spezieller optischer und akustischer Signale, Zeichen an Brücken sowie das Verhalten bei (der damals noch häufigen) Gierfähren und anderes.

Das alles war kein wirkliches Problem. Das Problem begann erst abends oder wenn ich irgendwo zwecks Nachschub an Lebensmitteln oder Benzin für den Kocher in irgendein Dorf musste.

Dann musste ich alles allein lassen, hastete ins Dorf oder in das jeweilige Städtchen und hatte keine Ruhe bis ich wieder auf dem Elbedamm war und von fern erkannte, dass alles noch da war. Am Anfang war das wirklicher Stress, der sich glücklicherweise nach ein paar Tagen etwas legte. Doch als Risiko nahm ich es immer wahr, wenn ich einkaufen musste. Und falls es sich um Benzin für den Kocher handelte, reichte auch kein kleiner Dorfladen (die es heute gar nicht mehr gibt), sondern musste es dann eine kleine Stadt mit Tankstelle sein, auch wenn es sich bloß um einen 2-Liter-Kanister handelte. (Das erste Mal passierte das gleich am Nachmittag des ersten Tages in Pirna, denn ich hatte natürlich kein Benzin aus Leipzig mitgenommen.)

War das ausgestanden, kam die Nacht. Allein. Da wurde das Boot aus dem Wasser gezogen und ein Stück den Hang hochgebuckelt, man wusste ja als Anfänger nicht, wie schnell sich an einem Fluss die Wasserstände ändern könnten. Nach dem Zeltbau und nach dem Essen wurde dann – sicher ist sicher – zumindest während der ersten Tage, noch die Bootsleine durch den Zelteingang geführt und am ... Fußknöchel festgebunden. Und ein Hirschfänger lag beim Schlafen immer in Griffweite. Nach ein paar Tagen ließ der nächtliche Stress allerdings nach und ich wurde gelassener. Und allgemein war das Alleinsein des Nachts beim »wilden« Zelten (damals) im Inland kein ernstes Problem. (Heute muss man das wohl anders sehen.) Zugegeben, anfangs war mir ein paar Mal mulmig zumute, als ich gegen den Nachthimmel ein paar Gestalten auf dem Elbedamm auf mich zukommen sah. Obwohl es sich wahrscheinlich dabei auch nur um Spazier-

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**